

STEF
PENNEY



WAS MIT
ROSE
GESCHAH

ROMAN

dtv
premium

JJ

Wir brauchen eine Ewigkeit bis nach Lourdes. Wir müssen ständig anhalten, um zu kochen, Christo an die frische Luft zu bringen oder es Großonkel bequemer zu machen. Großmutter fährt den Landrover, der ihren Wohnwagen zieht, und Ivo den Van, der Großonkels Wohnwagen zieht. Es gab einen Riesenstreit, weil Großmutter den Wohnwagen Nummer eins, den besten, mitnehmen wollte – vor allem, um bei den französischen Fahrenden, die wir vielleicht treffen, anzugeben –, doch da hat Großvater Einspruch erhoben. Er nennt diesen hier »die Küche«, und damit hat er nichts zu tun. Also musste Großmutter sich mit dem zweitbesten zufriedengeben, der auch immer noch schick genug ist, um andere zu beeindrucken. Bisher haben wir allerdings noch keine französischen Fahrenden gesehen.

Wir halten an den Raststätten, die aus irgendeinem Grund *aire* heißen, um auf die Toilette zu gehen und so, und niemand belästigt uns. Französische Raststätten sind viel schöner als englische – überall gibt es eine Eiswürfelmaschine und eine Mikrowelle, die man benutzen kann. Man muss nichts dafür bezahlen – und an den Kaffeemaschinen gibt es richtig guten, starken schwarzen Kaffee. Ich liebe Kaffee. Mama jammert immer, dass ich zu jung wäre, um so viel Kaffee zu trinken, aber ich mag ihn einfach so gern. Vermutlich bin ich süchtig danach. Aber ich finde, Kaffee ist nicht so schlimm. Nicht wie Heroin oder Kippen. Onkel Ivo hat erzählt, dass er ein Päckchen am Tag raucht, seit er zehn war, und Großonkel hat nie etwas dagegen gehabt.

Wir sind jetzt mitten in Frankreich. Bis Lourdes ist es noch ein weiter Weg, denn das liegt ganz unten. Großmutter hält auf einer *aire*, die von dürren Bäumchen umgeben ist, und ich trage Christo hinaus in den Sonnenschein.

»Sieh mal, Christo, ein See – *un lac. Regarde!*«

Hier ist es wunderschön – es gibt wirklich einen See, auf dem Enten und Gänse schwimmen und das Wasser in der leichten Brise zittert. Die Blätter der Bäume flattern wie Millionen winziger hellgrüner Flaggen. Sie machen ein hübsches, sanftes Geräusch. Es ist auch sauber – nirgendwo liegt Müll. In den letzten eineinhalb Tagen habe ich entschieden, dass ich Frankreich mag; ich wünschte, wir könnten hier für immer leben und müssten nie mehr nach Hause fahren.

Ivo steigt aus dem Van und zündet sich eine Zigarette an. Er sieht genervt aus, was ziemlich häufig passiert. Er kommt zu mir und bietet mir eine an, aber ich schüttle den Kopf, weil Großmutter mich sonst anbrüllt. Sie raucht selbst wie ein Schlot, musste Mama aber versprechen, dass sie mich nicht lässt.

»Wie geht's dir, mein Schatz?«

Ivo streichelt Christo übers Haar, und der schenkt ihm sein süßestes Lächeln. Mein Onkel ist oft launisch, aber er liebt Christo wirklich – das kann jeder sehen. Ich glaube, er ist vor allem unglücklich, weil die Ärzte seinem Sohn nicht helfen können. Und das kann man ja verstehen.

Ich reiche ihm Christo rüber – er ist so leicht –, und Ivo wandert mit ihm am Ufer des kleinen Sees entlang, die Kippe im Mund.

Der See ist künstlich angelegt, fällt mir auf, und ziemlich neu. In der Erde am Ufer sind noch die Narben der Baufahrzeuge zu sehen, und die Büsche sind von nackter Erde umgeben. Aber bald werden die Pflanzen die Erde bedecken, und dann wird alles aussehen, als wäre es schon immer hier gewesen, mit den Enten und dem Sonnenlicht. Es macht mich glücklich, dass sich die Franzosen so viel Mühe geben, und das nur für die Leute,

die zufällig für ein paar Minuten vorbeikommen, vielleicht auch für eine halbe Stunde. Hier wohnt niemand. Trotzdem wollen sie es schön machen.

»JJ!«, ruft Großmutter hinter mir. »Tene braucht dich.«

So ist es immer. Wenn ich mir etwas Schönes anschau und glücklich bin, kommt meine Familie und nervt mich. Mir ist aufgefallen, dass sie immer mehr nerven, je älter ich werde.

»Ich weiß, dass du mich gehört hast.«

Ich wende mich vom See ab und gehe hinüber, um Großonkels Rollstuhl die Wohnwagenstufen hinunterzulassen. Die Rampe ist zu schwer, um sie ständig ein- und auszuräumen, also haben wir sie zu Hause gelassen. Das ist der Preis dafür, dass ich mitkommen durfte – ich spreche nicht nur Französisch, sondern helfe Großonkel auch auf die Toilette, denn obwohl er die Chemietoilette hat, benutzt er sie nur, wenn es unbedingt nötig ist. Ivo und ich wechseln uns ab. Das Französischsprechen macht Spaß, auch wenn es schwierig ist; die Toilettengeschichte macht gar keinen Spaß.

»Pass doch auf!«

Großonkel flucht, als ich mit dem Rollstuhl gegen den Türrahmen stoße. Er ist echt schwer – nicht dick, aber er ist ein kräftiger Mann, und obwohl er viel dünner ist als früher, wiegt er mit dem Rollstuhl immer noch eine ganze Menge.

»Himmel noch mal, Junge, was machst du denn?«

Ich kann nicht antworten, weil ich meine ganze Kraft brauche, um den Rollstuhl die Stufen hinunterzuschaffen, ohne ihn fallen zu lassen. Es ist, als würden die Adern in meinem Gesicht platzen. Außerdem bin ich mir sicher, dass eigentlich Ivo dran war.

»Tut mir leid ...«

»Also los, besuchen wir die Tante.«

So nennt Großonkel die Toilette. Ich habe ihn nie das Wort »Toilette« sagen hören – das tut man nicht.

In der Raststätte läuft französische Popmusik, und es riecht nach richtigem Kaffee. Ich muss sagen, verglichen mit eng-

lischem Pop, dem besten der Welt, ist französischer Pop echt schrecklich, aber vielleicht ist es auch nur das Zeug, das in Raststätten läuft. Wenn ich erst hier wohne, werde ich die guten Sachen entdecken, die sie für sich behalten.

Wir gehen zur Herrentoilette, wo mich Großonkel wie üblich bittet, draußen zu warten. Das macht er, damit es ihm, und wohl auch mir, nicht peinlich sein muss, aber ich würde ehrlich gesagt lieber reingehen, als vor dem Männerklo rumzuhängen wie eine Schwuchtel. Weggehen darf ich auch nicht, weil er manchmal nach mir ruft, wenn es Probleme gibt. Ich versuche, so auszusehen, als würde ich mich nicht im Geringsten für meine Umgebung interessieren, aber trotzdem starren sie mich immer an. Vielleicht liegt es an meinen langen Haaren. Gestern fragte mich ein Mann nach der Uhrzeit. Ich sagte in meinem besten Französisch, ich hätte keine Uhr (*»Je suis désolé, monsieur, mais je n'ai pas une montre«*), aber er lächelte nur und deutete zur Tür. Ich sah ihn verwirrt an. Dann machte er eine schmutzige Handbewegung. Plötzlich wurde mir klar, was er wollte, und ich rannte einfach weg. Großonkel war ziemlich sauer – er hatte nämlich seine Pfeife fallen lassen, und sie war in eine Ecke gerollt, wo er nicht hinkam. Er schrie so lange, bis ein Ehepaar mich suchen ging. Sie sagten, dass mein Großvater Hilfe brauche. Sie sahen ein bisschen ängstlich aus – das ist oft so, wenn jemand im Rollstuhl sitzt. Den Rest des Tages hat Großonkel kein Wort mehr mit mir gesprochen. Aber woher sollte ich das wissen?

Es ist nicht so, dass ich Großonkel nicht mag. Ich mag ihn sehr. Man kann sich gut mit ihm unterhalten, und er kann wirklich witzig sein. Wir mögen dieselben Fernsehsendungen – alte Westernserien in Schwarz-Weiß und Krimis. Er kennt viele blutrünstige Zigeunergeschichten, die er mir früher immer erzählt hat. Jetzt tut er das nicht mehr, weil ich zu alt bin – und vielleicht auch, weil ich ständig nervige Fragen gestellt habe. »Aber warum hat der Königssohn eine goldene Feder bekommen? Er

hat sie gar nicht benutzt!« Oder: »Wie konnte der zweite Bruder nur so blöd sein? Er sieht seinen Bruder sterben und macht dann genau das Gleiche!«

Er lässt mich auch seine Platten hören – Sammy Davis jr., Johnny Cash, altes amerikanisches Zeug. Er mag Country und Western, weil es den Leuten in den Songs richtig schlecht geht und man sich besser fühlt, wenn man sie hört. Zum Beispiel Johnny Cash: Viele seiner Songs handeln davon, dass er jemanden getötet hat und jetzt im Gefängnis sitzt, wo es ihm schlecht geht, aber er hat es verdient. Die mag ich auch. Letztes Jahr mussten wir im Kunstunterricht ein Stilleben malen. Die meisten malten Obst und so was, aber ich entschied mich für Mordwaffen. Danach wollte die Lehrerin mit Mama sprechen. Aber sie waren nicht *blutig* oder so, mehr so Sachen wie bei Agatha Christie – Kerzenleuchter, ein Seil, Giftflaschen ... (sie hatten keine Pistole im Schrank vom Zeichensaal, was schade war, die hätte ich gern dazugenommen). Und na ja, etwas zu malen ist nicht das Gleiche, wie es zu tun, oder? Und wenn man davon singt, wie einer Leute umbringt, ist das auch nicht das Gleiche, wie wenn man sie wirklich umbringt. Johnny Cash hat nie wirklich jemanden umgebracht, soweit ich weiß, und niemand will mit *seiner* Mutter sprechen. Manche Leute nehmen alles viel zu wörtlich.

Großonkel hat natürlich viel durchgemacht. Er hat nicht immer im Rollstuhl gesessen. Vor ein paar Jahren hatte er einen Autounfall, bei dem er sich das Rückgrat gebrochen hat. Er war allein auf der Straße und ist gegen eine Mauer gefahren. Es war ein Wunder, dass er überhaupt überlebt hat. Seitdem kann er nicht mehr laufen, und das macht das Leben im Wohnwagen *echt* schwierig. Sie wollten, dass er nach dem Unfall in ein Haus zieht, einen Bungalow ohne Stufen, denn es gibt ja keinen Wohnwagen ohne Stufen, und es ginge nicht anders. Großonkel sagte, er würde lieber sterben, als in einem Haus zu wohnen – er wäre kein Hauszigeuner und würde auch niemals